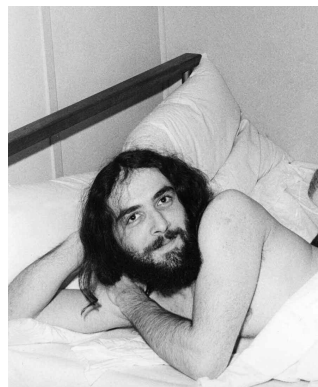


# SUCH DEN JUDENHASSER

## WIE ICH EINMAL ZUM ANTISEMITEN WURDE



Henryk M. Broder, '68 noch friedlich

VON: OLIVER GEHR. ◊ FOTO: GÜNTER ZINT.

Es war ein Freitag, an dem ich zum Antisemiten wurde. Zunächst hatte ich gar nichts davon mitbekommen, weil ich im Wald stand. Weit weg von Zeitungen und Internet, ohne Telefon. Später machte ich das Handy an und sah, dass es in meiner Abwesenheit zehn Anrufe gegeben hatte. Viel dachte ich, zuviel.

Aber nicht viel für das, was an diesem Freitag über mich gesagt und geschrieben wurde. Ich hätte »virtuelle gelbe Sterne an Leute verteilt«, die sich anmaßen, etwas zu tun, was nach meiner Ansicht nur Nicht-Juden tun dürfen: Kaufen und verkaufen und dabei Gewinne machen. Ich hätte eingeteilt in »ein schaffendes (arisches) und ein raffendes (jüdisches) Kapital« und mir das zu eigen gemacht, was »schon die Nazis gepredigt haben«.

So einer war ich also geworden und ich konnte nicht mal davon ausgehen, dass es einer größeren Öffentlichkeit verborgen bleiben würde.

Denn die Vorwürfe hatte nicht irgendeiner erhoben, sondern Henryk M. Broder, prominenter Spiegel-Autor, Tagesspiegel-Mitarbeiter, Rundfunkkommentator, Betreiber einer interessanten Homepage, Experte für jüdische Fragen und im letzten Dummy als »Revolutionär des Monats« gefeiert.

Broder hatte seine Vorwürfe auch nicht irgendwo erhoben, sondern auf Spiegel-Online. Der Artikel war am Tag seines Erscheinens unter den fünf meistverschickten Texten des Internetangebots des Spiegel. Auch die Überschrift war massenaffin: »Such den Juden.«

Wenig später fand ich jede Menge mails in meinem Computer »Gut so! Weiter so! Sieg Heil!«, schrieb ein Dr.Goebbels@Propaganda-schule.de. Ein anderer schrieb mir, dass ich ein »intellektuell minderbegabter, kleinkariertes, deutscher Spießler« sei. In einer anderen mail stand folgendes: »Mir kommt das Kotzen, wenn ich höre, dass Antisemiten und

versponnenen Verschwörungstheoretikern eine Plattform geboten wird ... Geben Sie doch einfach zu, dass Sie schon immer gerne Opas Geschichten von der Ostfront gelauscht haben... schade für Sie, dass die Zeit vorbei ist, als man statt mit dem Füller noch mit der Faust gegen Menschen jüdischen Glaubens vorgehen konnte ...«

Was hatte ich geschrieben?

Einen kurzen Text in dem vor allem von Journalisten gelesenen Medium Magazin über den Medienunternehmer Haim Saban, der vor rund zwei Jahren einen großen Teil der Sendergruppe ProSiebenSat.1 Media AG gekauft hatte, den er unlängst (unter Vorbehalt der Zustimmung des Kartellamts) mit viel Gewinn an den Springer-Konzern weiterveräußerte. In der Diskussion um die Auswüchse des Kapitalismus tauchte Saban unlängst auf der Heuschreckenliste von Franz Müntefering auf – als einer jener skrupellosen Unternehmer, die keine anderen Ziel verfolgen außer dem schnellen Generieren maximalen Gewinns – ohne Rücksicht auf die Menschen.

In meinem Text wollte ich diese Aussage relativieren, denn außer der schnellen Gewinnmaximierung treibt Saban auch noch anderes. Zum Beispiel sein großes Engagement für Israel, das hierzulande eher weniger bekannt ist. Darüber habe ich folgendes geschrieben:

»Ich spiele kein Golf, sammle keine Briefmarken und reite keine Pferde«, sagt Haim Saban auf die Frage nach Hobbys. Tatsächlich sammelt er etwas viel besseres: Schlüsselerlebnisse. Als er einst während des Suezkrieges mit seiner Familie von Ägypten nach Israel floh und er dort eine Wohnung mit einem Zuhälter und einer Prostituierten teilen musste, ereilte ihn das erste. Er musste etwas Besseres werden, was spätestens 1985 geschah. Da saß er in einem Tokyoter Hotel und schaute eine lärmende Comicsendung mit dem seltsamen Namen »Dinosaur Task Force Zyuranger« an, – für eine halbe Million Dollar kaufte er die Rechte und landete mit den Power Rangers einen Welthit. Auch die Mitteilung, dass er den Zuschlag für die deutsche Sendergruppe ProSiebenSat.1 Media AG bekommen hatte, erreichte Saban an einem wenig alltäglichen Ort. Er stand mit seinem Mobiltelefon mitten im Konzentrationslager Dachau. Die Geschichte der Juden und die politische Situation sind dem amerikanisch-israelischen Mogul Herzensangelegenheit. Er spendet Millionen für die Demokraten und hat eine Forschungsstätte für die Politik im Mittleren Osten eingerichtet. Zur Zeit prüft er die Übernahme der Tageszeitung Jerusalem Post, einen großen Mobilfunkanbieter in Israel hat er bereits übernommen. Auch Sabans Engagement in Deutschland ist wohl alles andere als unpolitisch. Saban halte Deutschland für zu israelkritisch schrieb neulich die New York Times. Daher ist wohl der Springer-Verlag für Saban der Traumkunde seiner Anteile, schließlich hat der Verlag die Solidarität mit Israel in seinen Statuten verankert. Auch der Sat.1-Chef Roger Schawinski könnte nach Sabans Ausscheiden für Kontinuität sorgen – er ist wie der Tychoon jüdischer Anstammung.«

Dieser Text also stempelte mich in Broders Augen zum Antisemiten.

Die Erwähnung, dass Saban, einst mit einem Zuhälter und einer Prostituierten eine Wohnung teilte, sollte, so Broder, »dem Leser subtil signalisieren, bei wem Saban sein Handwerk gelernt hat.« Dass ich erwähnt habe, dass Saban die Nachricht vom Zuschlag für die ProSiebenSat.1 Media AG im KZ Dachau erhalten habe, kommentiert Broder mit folgenden Worten: »Was (...)ist daran verwerflich? Darf man heute kein

Handy in ein KZ mitnehmen? Muss man, wie vor Jahren, Postkarten schreiben, die über das Rote Kreuz befördert werden und nicht mehr als 12 Worte enthalten dürfen? Oder will Gehrs damit sagen, dass einer wie Saban überall Geschäfte macht, sogar »mitten« in einem KZ?«

Das wollte ich nicht sagen. Im Gegenteil: Die Geschichte, die Saban selbst gern erzählt, um sein politisches Gewissen zu unterstreichen, galt auch mir als Beleg dafür, dass Saban mitnichten eine Heuschrecke ist, sondern dass er sowohl privat als auch geschäftlich wichtigere Leitsätze hat – so etwa das Andenken an die ermordeten Juden.

Weiter schrieb Broder zu meinem Text:

»Statt ... selber zu sagen, was Saban bezweckt, zitiert Gehrs die »New York Times«, die gemutmaßte hatte, »Saban halte Deutschland für zu israelkritisch«. So spielt Gehrs über Bande. Er insinuiert einen Verdacht, den er mit einer Spekulation belegt, die er mit dem Wörtchen »wohl« absichert ... Für alle, die es bis hierher noch nicht verstanden haben, dass Saban der Shylock unserer Tage ist, lässt Gehrs ganz am Ende die Katze aus dem Sack: Nach Sabans Ausscheiden könnte Sat.1-Chef Roger Schawinski »für Kontinuität sorgen - er ist wie der Tycoon jüdischer Abstammung«. Das ist nicht ganz richtig. Schawinski ist, sowohl nach den Nürnberger Gesetzen als auch nach der Halacha nicht »jüdischer Abstammung« sondern »Volljude«. Mit Saban hat er außerdem gemeinsam, dass er ein tüchtiger Unternehmer ist, er war der erste, der ein privates Radio in der Schweiz gestartet und damit viel Geld verdient hat. Gehrs hat aber nur den Juden im Auge. Er verteilt sozusagen virtuelle gelbe Sterne an Leute, die sich anmaßen, etwas zu tun, was nach Gehrs Ansicht nur Nichtjuden tun dürfen: Kaufen und verkaufen und dabei Gewinne machen. Dass es ein »schaffendes« (arisches) und ein »raffendes« (jüdisches) Kapital gibt, dass Geld gut und schlecht sein kann, je nachdem wer es hat, das haben schon die Nazis gepredigt. Und jetzt kommt (...) Oliver Gehrs und sorgt auf seine Art für Kontinuität. Schade ist nur, dass Springer-Chef Mathias Döpfner kein Jude ist.«

Möglicherweise war der Verweis darauf, dass Sat.1-Chef Roger Schawinski für eine israelfreundlichen Berichterstattung sorgen könnte, tatsächlich weit hergeholt. Zumal in einem Programm, das nicht sehr politisch ist. Ob es aber antisemitisch ist, dass mag nicht nur Broder entscheiden.

Aber die Aussichten dafür sind nicht gut. Broders Text haben viele gelesen, meinen Text eher wenige. Manche wollten ihn auch gar nicht lesen, Broders Replik reichte. So schrieb mir ein Leser, dass man das Medium Magazin besser in »der Judenhammer« oder »Himmlers Himmel« umbenennen sollte, falls das stimme, was Broder schreibe. Mein Artikel spielte bei der Verurteilung gar keine Rolle mehr.

Auch beim Zentralrat der Juden nicht. Als ein Autor von dummy dort anrief, um Informationen darüber zu bekommen, wie man zum Judentum konvertieren könne, wurde er mit dem Hinweis auf meinen Text über Saban abschlägig beschieden. Bei nochmaligen Nachfragen stellte sich heraus, dass mein Artikel gar nicht gelesen worden war. Als man ihn schließlich doch noch las, kam man zu dem Schluss, dass Broder völlig Recht habe. Informationen könnten wir nur mehr haben, wenn wir den Text zum Gegenlesen vorlegen würden. Das aber ist ein eigentümliches Verständnis von Journalismus. Oder ist das jetzt schon wieder antisemitisch?